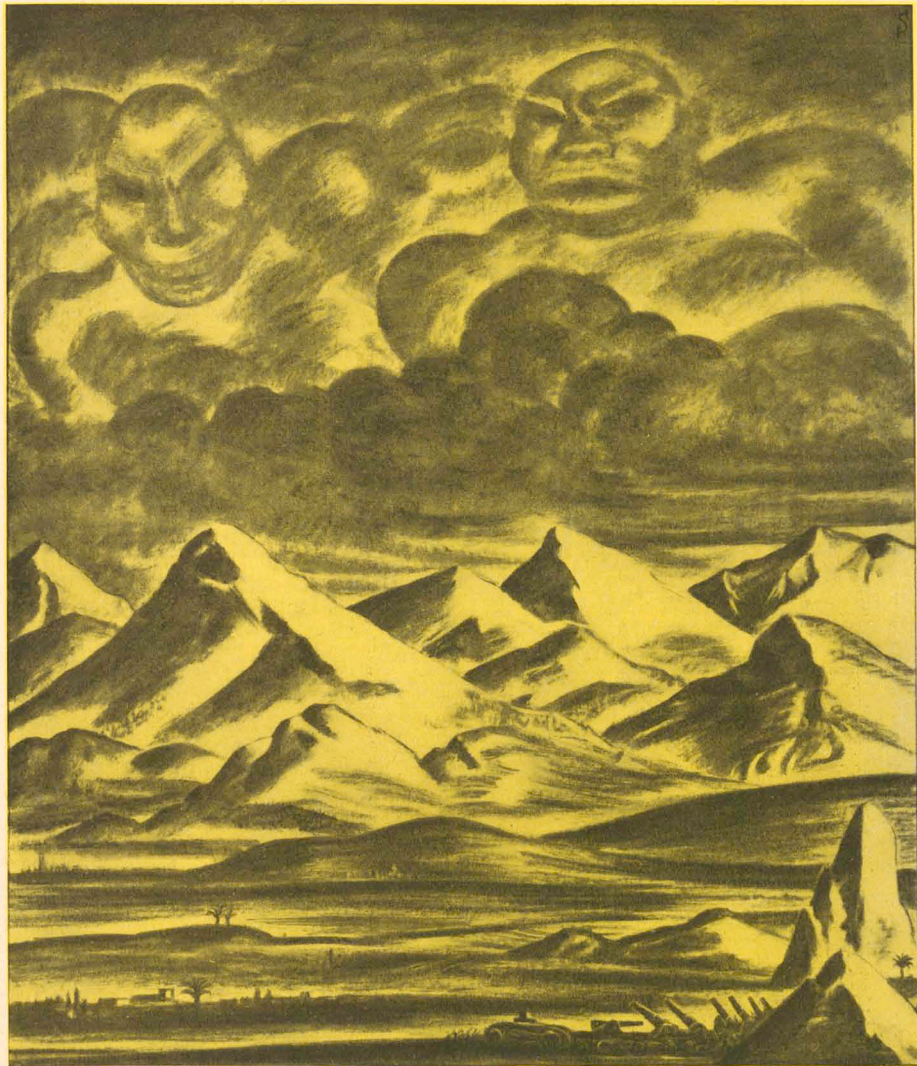


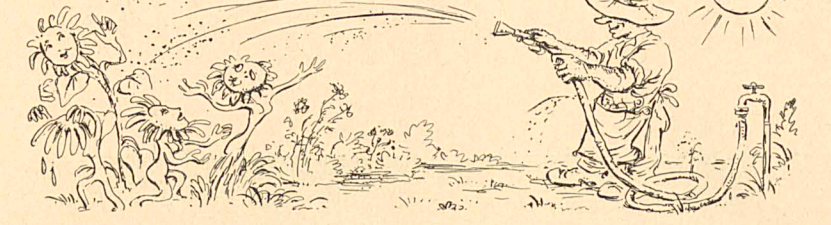
SIMPLICISSIMUS

Abessinien

(E. Schilling)



Der Himmel über Ostafrika weist merkwürdige Wolkenbildungen auf, die dazu angetan sind, die politischen Meteorologen nachdenklich zu stimmen.



Der Mantiger / von Heinz Weis

Wer zu bemerken gehabt hätte, was Mutter Hoy auszeichnete, wäre sehr in Verlegenheit geraten, denn ihre Besonderheit bestand nicht im Nennbaren, sondern war versteckter, subtiler Art. Ihr war es auf Umwegen beizukommen, indem man etwa sagte: Mutter Hoy ist Lehrmeisterin von etwa zwanzig jungen Gärtnerinnen. Sie ist zugleich die Mutter dieser jungen Mädchen, ja, sie ist die Mutter aller jungen Gärtnerinnen auf der ganzen Welt. Die jungen Mädchen kommen meist aus Patrizierhäusern, lassen ihr Gepäck am Bahnhof zurück und stolzieren in hohen Schuhen und langgeschwänzten Röcken den Hügel hinan, den Mutter Hoy besiedelt.

Mutter Hoy war schon immer und ohne Zutun sehr blond. Mit ihren hellen, sicheren Augen sucht sie die Augen der Ankömmlinge, die braunen, die grauen, die blauen, und nimmt ihre scheuen Biule sozusagen an die Hand, streichelt kurz darüber, einmal, zweimal, und läßt sie wieder los. Sie spricht mit einer Stimme, die hoch und tief zugleich, die ein wenig verschleiert und sehr weiblich ist und trifft mit dem, was sie sagt, stets den Nagel auf den Kopf.

Die Mädchen kommen sich dann meist wie Kinder vor, die man in langs rocke wie zum Scherz vermute, sie schieben das Handtäschchen von einem Arm unter den andern und knüßeln die kostbaren Handschuhe in den Kleinen Füßchen. Auf ihrem Zimmer angelangt, werfen sie dann beides anfallartig in den Kleiderschrank und machen sich auf die Suche nach dem kahlköpfigen Bamm, damit er ihnen das Gepäck besorge. Und, weiß Gott, ein jedes Mädchen führt in weiser Voraussicht und im Koffer wenigstens ein Kleid und eine Sandale im Stile des Hügelgits mit.

Der Akt des Umkleidens, bei dem die Mädchen ein über das andere Mal erröten, wird zu einem scheuen Akte der Frömmigkeit.

Abends im Garten, erweckt vom Klopfen des Heimwehs, beinahe wie die Sonnen und rufen die Neigungen und die frühen Erlebnisse zurück. Sie erinnern sich an Küsse, an Berührungen, ihre Erinnerungen messen sich mit dem Blüten und Duft, von dem der ganze Hügel befallen ist. Und so kam es, daß ich nachts einmal, als das Korn in Hocken stand und die ersten Äpfel reif von Zweigen hingen, eines dieser Mädchen weinen hörte. Der Ton, der durch die Büsche drang, sagte es deutlich und verriet so viel, daß er mich nicht mehr schlafen ließ. Als ich aber nach einigen Tagen dem Mädchen begegnete, trug es selbsteicher eine Jugend, eine eigene, höchst persönliche, makellose Jugend zur Schau, so daß ich Zug um Zug mein nächtliches Erlebnis wiederfiel.

Daß dem so wurde (es steckt einer der subtilsten Vorgänge der Erziehung dahinter), ist alles Mutter Hoy und ihrem ersten Gärtner (dem lieben Gott) zugute zu halten. Die beiden arbeiten Hand in Hand. Wenn Mutter Hoy die Hände wascht, auch der liebe Gott seine besonderen Bemühungen um ihren Hügel einstellen, Und wo Tulpen, Rosen, Rittersporn und Asters blühen, wird er, der Graz wachsen lassen wie auf allen anderen Hügeln. Die

Mädchen werden wieder — fast fürchte ich es — die hohen Schuhe und die langgeschwänzten Röcke tragen und sich zerstreuen und verlieren.

Das also ist (endlich) gekommen wie dahinter) Mutter Hoy's Besonderheit: sie hat Blüten und Düften aus erster Hand, — denn sie hat den lieben Gott zum Kompagnon.

Und so wundert es eigentlich, daß Mutter Hoy in der Erziehung ihres einzigen weiblichen Kindes versagte. Als sich diese Geschichte zutrug, stand der junge Hans Georg Hoy im zwölften Lebensjahr. Er ging nicht zur Schule, da seine Mutter berechtigt war, ihn zu unterrichten. Und so strolchte er denn im Garten umher, tat und ließ, was er wollte, und war auf dem besten Wege, ein Taugenichts zu werden, als Mutter Hoy endlich einen Entschluß faßte: Der Junge muß weg von hier, er muß auf die höhere Schule und seinem Alter entsprechend etwa in die Quarta. Daz wird eine gewissenhafte, strenge Vorbereitung nötig sein. Mutter Hoy erinnete sich ihres Schwagers, des jüngsten Bruders ihres verstorbenen Mannes, und sah in den kleinen Prinzen einen geeigneten Als der Kandidat der Theologie Eberhard Hoy, ein dunkelhaariger, dunkelglühender, feingliedriger Jüngling, eines Tages gemeinsam voll Würde den Hügel hinausstieg, um die Vorbereitung seines Neffen in die Hand zu nehmen, trug er Sandalen, langschwarze Strümpfe, eine schwarze Sammethose und eine graue Kletterweste. Die jungen Gärtnerinnen, als sie ihn sahen, stießen sich kichernd an und nannten ihn (der Vorschlag kam übereinstimmend von allen Seiten) den Prinzen.

Der Prinz nahm seine Sache gewaltig ernst und begann gleich nach dem Mittagessen den Unterricht. Onkel und Nefte begaben sich dazu in den Garten, zogen ihre Hemden aus, breiteten sie im Gras aus, legten sich rücklings darauf und schoben sich die Bücher ins Genick. „Genau so schlafen die Wilden!“, begann Hans Georg. „Sie schieben sich ein Brettchen ins Genick, der Kopf ragt frei darüber hinaus.“

„Wer sagt das?“

„Alle!te hat es mir erzählt, meine Freundin Alle!te! Du mußt sie kennenlernen, sie lebte lange auf den Südeinseln. Alle!te hat auch eine Haifischklapper. Weißt du, was eine Haifischklapper ist?“ — Der Prinz verneinte.

Im Schweigen, das nun folgte, ließ der Junge seinen Lehrmeister fühlen, daß er noch manches lernen müsse. „Ich bin, Onkel“, fing er an, „du mußt mich in die Sonne legen, damit du braun wirst. Du siehst ja ekelhaft weiß aus. Damit kannst du dich hier nicht sehen lassen.“ Die Mädchen wurden dich auslachen. Aber vielleicht ist das krankhaft bei dir und du wirst überhaupt nicht braun. Sage, bist du nicht nierenleidend? Ja, doch, du bist nierenleidend, sonst wärest du schon lange braun.“ Der Nefte mußte dem Onkel ein Quentchen Wahrheit gesagt haben, denn der Prinz, merklich beunruhigt, erhob sich sogleich, rückte sein Hemd in die Sonne und legte sich wieder darauf. Erst bäuchlings, dann rücklings. Er kniff die Augen zu und schwitzte dicke Tropfen. „Onkel, du machst es falsch!“, begann

Hans Georg nach einer Weile wieder, „ich weiß nicht, du liegst wie eine Mumie da. Du mußt dich natürlich bewegen, sonst bekommst du Sonnenbrand. Die Beine mußt du hochheben! So! Ja! Und nun radfahren!“

Als Mutter Hoy hinzutrat, lagen Lehrer und Schüler Seite an Seite auf dem Rücken, streckten ihre Beine in die Luft und radelten auf unwirklichen Rädern über die sendende Höhe des Himmels. — Da war es ihr nicht möglich, jene Frage nach dem Ergebnis der Lateinstunde zu stellen, die ihr auf den Lippen lag.

Am Abend stellte sich beim Prinzen Fieber ein, den nächsten Tag verbrachte er mit einem schweren Sonnenbrand im verdunkelten Zimmer.

Hans Georg setzte sich zu dem Leidenden. „Hast du schon vom Mantiger gehört?“, fragte er den Onkel. Der Prinz war grauhaft unwissend, er hatte noch nie vom Mantiger gehört, „Ich werde dir von ihm vorlesen.“ Hans Georg entleihte nach einem Buch und kam erst nach längerer Zeit wieder. In seiner Rechten schwang er zwar nicht das verheißene Buch, wohl aber einen Bienenbrotkorb. „Das ist ein schwarzes Schwanz eines Klammeraffen.“ „Was ist vom Puma“, schrie er begeistert die Prinzen an. „Morgen werden wir Puma spielen.“ Tut dir das Bienenbrot, du wirst ein fabelhafter Puma sein und auf den Mangobäume steigen, und ich werde die Anakonda sein und mich an dich heranschlingen. Und dann werden wir kämpfen. Du mußt wissen, daß die Anakonda immer siegt.“

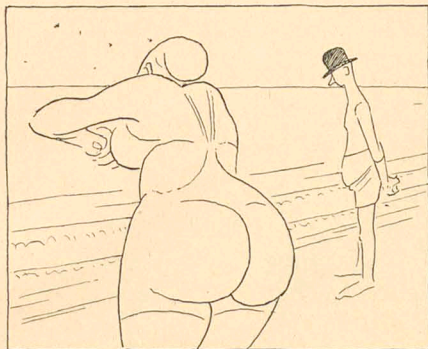
Am nächsten Tage krochen Onkel und Nefte auf allen Vieren durch den Garten, schlingelten sich zur Übung zwischen den Stangen eines Bohnenbeetes hindurch, erkletterten Bäume, miauten, knurrten, fauchten und zischten. Die Eingeborenen selber (die jungen Gärtnerinnen) schrien zuweilen erschrocken auf, wenn ihnen die Anakonda nach den Beinen fuhr. Der Puma hielt sich schein im Hinterhalt. Als der Abend anbrach und das Abendrot gegessen war, zogen sich die beiden Betten auf ihre Mansarde zurück und schauten gemeinsam aus dem Fenster. Sie setzten sich dazu auf die Fensterbank, legten die Beine auf das Dach hinaus und stellten die Füße in die Dachrinne, wer Fahnenmast vor ihrem Fenster federle im Abendwind kaum merklich hin und her. Aus dem Garten herauf drang das Lied der Mädchen. Ich weiß noch heute, was die Mädchen sangen. Es war ein Lied, das kam auf starken Gerüchen über den blühenden Hügel gezogen. Es schien nicht enden zu wollen. Und indem alle sangen, war doch jede Stimme zu hören und zu erkennen.

Der Gesang übte auf den Prinzen eine merkwürdige Wirkung. Er wies zurück, den Kopf im Rhythmus des Liedes, dann schloß er die Augen und sog den Gesang heftig durch Nase und Mund. Zuweilen stöhnte er tief vor dem Flötenhohob er sich mit einem Ruck, schlug groß die Augen auf und schwang wie ein Springer die Arme nach vorn.

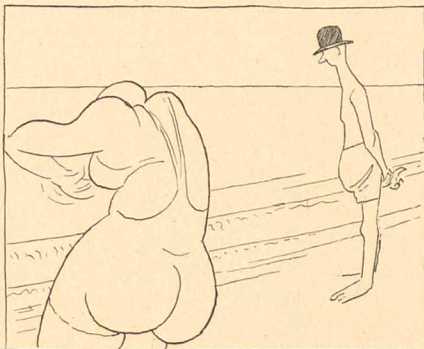
„Ich schreie“, sagte er, „Onkel, du fällst! Der Gesang riß (Schluß auf Seite 207)

Am einsamen Strand von Hankö

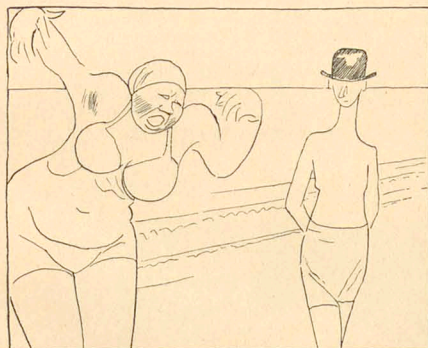
(Olof Gulbransson)



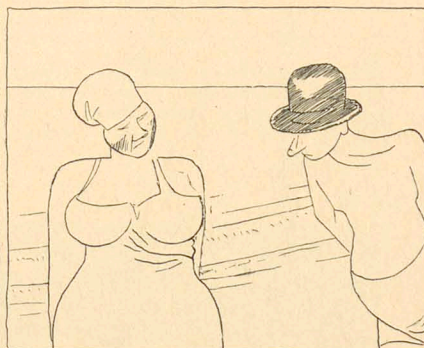
„Puh, 'ne Wespe!“



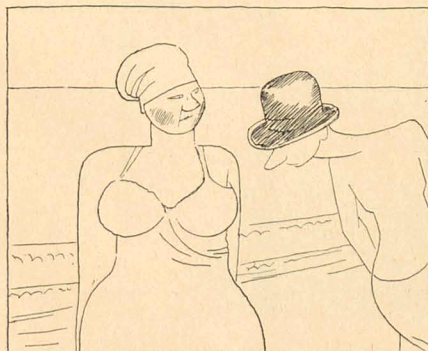
... Läßt mich nicht in Ruh!“



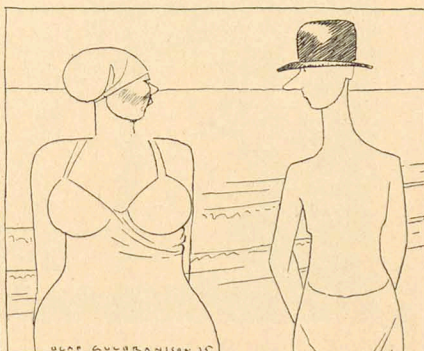
„Hiiiih! Sie hat mich gestochen! Männer, schnell!“



„Nanana, Kindchen, beruhige dich! Das wird wieder gut.“



„So, wird gut? Und die Schönheitskonkurrenz morgen?“



„Hm... Dann laß dich auf der anderen Seite auch stechen.“

Gestörte Marsbewohner

(Karl Arnold)



„Laß das Nacktbaden, Crescentia! Von der Funkausstellung in Berlin kann man fernsehen.“

Der Manniger

(Schluß von Seite 254)

Aufs tiefste erschrocken schwiegen alle und sahen zum Prinzen auf, sahen, wie er in einem Zustande wilder Verzückung sich vornüberneigte, wie sein Körper zum Fall in die Tiefe überging . . . doch ehe er abstürzte, stieß er sich mit den Füßen mächtig von der Rinne ab — der Fall wurde zu einem jähen Sprung nach der Fahnenstange.
Ihr Holz knirschte und drohte zu bersten. Mit ihrer Überlast auf halber Höhe schwang sie hin und her. Krampfhaft, mit Armen und Beinen, ein dunkles Knäuel, klammerte sich der Prinz an die schwankende Stange. Sein Gesicht war fahl, seine Augen irre, der Schwanz, der schwarze, felhaarige Schwanz des Puma pendelte kraftlos ins Leere.
In diesem Augenblick rann statt des Liedes das Grauen durch den Garten. Für Sekunden war niemand eines Wortes oder eines Schrittes mächtig. Dann wandten sich einige der jungen Mädchen zur Flucht. Sie entwichen rückwärts, auf den Fußspitzen, und ließen dabei den Prinzen nicht aus den Augen.

Mutter Hoy allein trat näher. Sie stellte sich unter die Fahnenstange und sah dem Prinzen ins Gesicht. Mutter Hoy wollte sprechen. Als sie aber den irren Augen des Prinzen begegnete, wußte sie, daß Worte unnütz waren.
Und so begann sie in der heißen Angst ihres Herzens den Prinzen auf eine seltsame Weise anzureden: sie lockte ihn „Komm!“, rief sie zärtlich, „komm, komm!“ Sie lockte unsagbar zärtlich, wie man etwa um ein sehr scheues Tier wirbt, — um einen Hund, von dem man nicht weiß . . .
Und siehe, der Prinz verließ seinen Platz, sehr vorsichtig, sehr mißtrauisch, sehr scheu. Am Fuße der Fahnenstange — als hätte ihn die Berührung mit der Erde entzaubert — verließ ihn der Krampf und auch die Kraft. Der Prinz begann am ganzen Leibe zu zittern, blieb jedoch unnahbar wie zuvor.
„Du mußt zum Arzt!“, meinte mit erzwungener Leichtigkeit Mutter Hoy, aber der Prinz lehnte es eisern ab, ein Auto zu besteigen. Und die Mutter Hoy nicht wollte, daß man ihn mit Gewalt hinwegführte, blieb ihr nur eine Möglichkeit: sie legte ihm den rechten Arm um die Schulter und ging mit ihm Schritt für Schritt über

staubige, dürre Feldwege durch die sinkende Nacht der nahen Stadt zu, dem Krankenhause zu, das indessen unterrichtet worden war.
Der Prinz kehrte nicht wieder. Hans Georg Hoy verließ einige Tage später das Haus. Er trat in ein Internat ein, das einer höheren Schule angegliedert war. Mutter Hoy verkaufte kurz darauf Garten und Haus an eine Oberrätlerin. Diese Gärtnerin war so klug, daß sie die Süfte steigen, die Früchte reifen und die Humus bildenden Bakterien bei ihrer Arbeit knistern hörte. Infolge dieser Hellhörigkeit und weil sie einen tiefen Groll gegen die Männer hegte, geriet sie mehr und mehr in einen Zwiespalt mit dem obersten aller Gärtner und aller Gartenkünstler, mit Mutter Hoys Kompagnon, dem lieben Gott. Nach Ablauf seiner Langmut, von der der liebe Gott ein unerschöpfliches Maß besitzt, kündigte er ebenfalls seine Teilhaberschaft und zog sich zurück.
Als ich gestern über Mutter Hoys Hügel ging, wehten darauf sanfte Gräser. Eine Hümerschar badete sich unter einem Holunderbusch im dünnen Staube. Die Obstbäume trugen keine Früchte. Traurig und gebeugt über diese Wandlung hatten sie im Frühjahr das Blühen unterlassen.

Spätsommer

Im Garten flammt der letzte Phlox.
Im Keller aber, klug erwogen,
befindet sich bereits der Koks,
zu sommerlichem Preis bezogen.

Der Fall ist demgemäß geflärt,
wenn's plötzlich kühler wird und feuchter.
Maria, die gen Himmel fährt,
tut sich ja diesbezüglich leichter.

Jetzt naht so allgemach die Zeit,
wo man, sein Essen intus habend,
sich wehmutsvoll der Einsicht weicht:
Herrjeh, wie früh kommt schon der Abend!

Man teilt's dem lieben Nachbarn mit.
Auch dieser kann sich's nicht verhehlen.
Und so ergibt sich, Schritt vor Schritt,
die schönste Harmonie der Seelen.

Katatesfr

Das Opfer



(Toni Bleich)

„Sixt, Resl, boß zweg'n dir trink i no' a Halbe!“ — „Ja, wer's glaubt, bei Eahnerm Durscht is dös leicht g'sagt!“

„Es ist mir zu anstrengend, länger zu Fuß zu laufen“, entschied Heumüller. „Ich kaufe diesen Wagen.“

„Und wie wäre ihr Vorschlag hinsichtlich der Zahlungswiese?“ fragte der Autohändler. Heumüller schob die Zigarrenspitze in den Mundwinkel. „Ich zahle bar“, erwiderte er etwas gelangweilt. „Es macht mir sonst zuviel Umstände.“

Der Autohändler verneigte sich ehrfurchtsvoll. Draußen traf er einen Bekannten. „Sie kommen von Heumüller?“ fragte dieser. „Ja, er kaufte einen Wagen“, erwiderte der Händler. „Ein erstklassiges Fahrzeug, an dem ich etwas verdienen. Und bar Kasse.“

„Alles, was recht ist“, meinte der Bekannte, „aber dieser Heumüller ist kein Mann, der auf seinem Geld sitzt.“

„Haben Sie auch schon für ihn gearbeitet?“ „Ja, gewiß. Gerade als ich knapp bei Kasse war, ließ er sich von mir eine vollkommen neue Lichtanlage legen. Die alte war ihm zu unbequem. Ein wahrer Wohltäter, dieser Heumüller, möchte man sagen.“

Der Autohändler nickte und dachte an seine Provision.

„Sie bauen mir ein Glasdach, von dieser Tür bis an die Straße. Ich habe keine Lust, vom Auto bis zum Hause naß zu werden. Oder gar noch einen Schirm aufzuspannen! Das wäre mir denn doch zu unbequem.“

Der Dachdeckermeister stimmte hochofretet zu, und daheim sprach er zu seinem Weib: „Ein patenter Mann, dieser Heumüller. Der hat ein Herz für uns arme Handwerker.“

„Ich höre, Sie haben eine neue, elektrische und vollkommen geräuschlose Schreibmaschine“, fragte Heumüller den Vertreter, und dieser bejahte freudig.

„Ich kaufe sie“, erklärte Heumüller. „Gesegnet der Tag, an dem ich dieses lästige Geräusch nicht mehr höre.“

Der Vertreter verneigte sich tief und war ebenso hochofretet wie alle die Vielen, die jahraus, jahrein für Heumüller arbeiteten und lieferten, um sein Leben bequem zu machen.

Heumüllers Lob sangen auch die Armen, für welche er ein für allemal durch eine Stiftung ge-

sorgt hatte, weil es ihm viel zu beschwerlich war, sich mit Einzelheiten aufzuhalten. In gleicher Weise verfügte sein Sekretär über eine Kasse, aus welcher jeder bettelnde Verein ohne weiteres einen feststehenden Betrag erhielt.

Dann waren da die Arbeiter und Angestellten der Heumüllerwerke, die sich im Lob ihres Chefs restlos einig waren. Er zahlte stets von sich aus den besten Tariflohn, weil er alle Lohnstreitigkeiten und Verhandlungen hatte. Er gewährte, längst ehe es allgemein üblich war, Achtstundentag und ausreichende Ferien, weil es ihm peinlich war, abgehetzten Menschen zu begegnen. Und weil ausgeruhte und zufriedene Leute auch bessere Arbeit liefern.

Aber nicht nur die, welche Geld von ihm bezogen, sangen sein Lob, sondern auch viele von denen, welche ihm Mark um Mark seine Bankkonten füllten. Er ließ aus Schlemmkreide, Glycerin und etwas Pfefferminzöl Zahnpasta herstellen, die als äußerst nützlich gelobt wurde, wie viele tausend Dankschreiben bewiesen.

Und endlich war da noch seine Frau, aus deren Mund nie etwas anderes als Lob über den vortrefflichen Gatten klang. Heumüller verabscheute jeden Streit, ging nie aus, belastete sich mit keinerlei Vereinspflichten oder dergleichen, und nie hörte man von Seitensprüngen oder Liebeleien mit anderen. Er fand dergleichen höchst unmoralisch und im stillen herzlich unbequem und nicht einer Mühe wert.

So konnte es denn nicht ausbleiben, daß Heumüller an seinem fünfzigsten Geburtstag sich von allen Seiten mit Lob und Dank förmlich überhäuft sah.

Er wurde Ehrenbürger der Stadt, und alle Zeitungen nah und fern feierten ihn als einen Wohltäter der Menschheit.



„Du, frag doch deinen Freund, ob wir ihn mal besuchen könnten.“ — „Das geht auf keinen Fall, er wohnt ja hauptpostlagernd!“

Nur ein Mensch wunderte sich über alles das. Und das war Heumüller selbst.

„Weiß Gott“, sprach er zu sich. „All meiner Lebtag habe ich nur an mich, an meinen Vorteil und meine Bequemlichkeit gedacht und an nichts anderes. Stets hatte ich mich im Verdacht, ein reinblütiger Egoist zu sein und hatte immer ein etwas schlechtes Gewissen deswegen. Nun also stellt sich einwandfrei heraus, daß ich ein Wohltäter, ein Altruist bin —?“ Kopfschüttelnd stieg er ins Bett und schlief gleich ein. Denn es war ihm viel zu unbequem, noch länger darüber zu grübeln.

Bosheiten

Auf einer Gesellschaft des Fürsten Talleyrand war die Marquise de Cadignan zugegen, eine schon ältere Frau, ehemals eine berühmte Schönheit. Sie hatte das Mißgeschick, im Laufe des Abends einen künstlichen Zahn zu verlieren. Einige Tage später schrieb ihr Talleyrand, man habe den Zahn glücklicherweise gefunden, und hatte die Bosheit, ihr einen Pferdezahn zuzuschicken. Die Marquise bedankte sich mit folgenden Zeilen:

Mein lieber Fürst!

Wir, die wir das Glück haben, noch aus den schönen Zeiten vor der Revolution zu stammen, wissen, was Höflichkeit und was Liebenswürdigkeit ist. Aber daß Sie es sogar fertig brachten sich einen Zahn ziehen zu lassen und ihm mir als Ersatz zu schicken, — das ist mehr als Liebenswürdigkeit, das ist die vorbildliche Opferde eines Kavalliers von bestem Stil, und ich danke Ihnen mit bewegtem Herzen für diesen Edelsinn.

Mit der Versicherung meiner unwandelbaren Zuneigung

Eleonore de Cadignan.

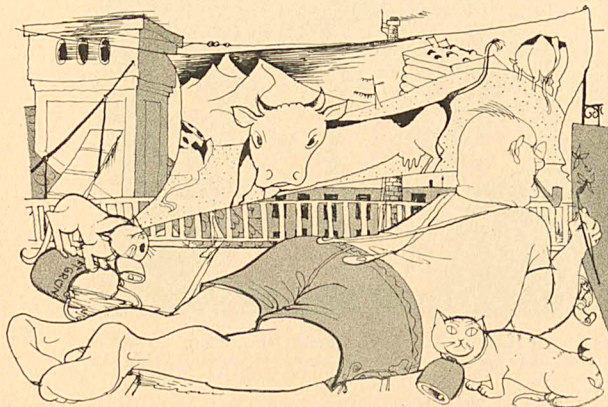
Fundstück

Aus dem „Hamburger Anzeiger“ vom 26. Juni 1935:

Witwer, Ende 30er, Zimmermann, sucht Lebenskameraden. Hausstand vorhanden. Diskredition zugesichert.

Alm-Ersatz

(E. Croissant)



Loochigg

Ein Sachse sitzt in der Eisenbahn und liest seinen Kriminalroman.

Ein zweiter Sachse steigt zu und möchte gern ein Gespräch anfangen.

Dem ersten Sachsen paßt das nicht, er interessiert sich augenblicklich viel mehr für den Kriminalroman.

Folgendes Gespräch entwickelt sich:

„Das Weddr siehst nach Reejn aus.“

„Was siehst nach Reejn aus?“

„Das Weddr.“

„Bleedsinn!“

„Na, erlaubense mal! Das is doch gein Bleedsinn! Guggnse doch mal zum Fensdr naus, da gennense Sie 's ja sähn!“

„Was gann ich da sähn?“

„Daß das Weddr nach Reejn aussiehd!“

„So? Hm. . . Na, ich guggu nu schon ännge ganze Minute zum Fensdr naus, aber das, was Sie behaude, gann ich nich endeggn!“

„Na, hearse, der ganze Himmel is doch schwarz!“

„Schdimmd!“

„Na also, was?“

„Himmeldonnweddr, sind Sie aber schwerfällich! Ich meine nadierlich, na also siehd das Weddr nach Reejn aus!“

„Das gläuben Sie ja selber nich.“

„Na, Sie habens doch eben selber zugegeben, daß das Weddr nach Reejn aussiehd!“

Da klappert der andere seufzend seinen Kriminalroman zu und sagt: „Was Ihnen fehid, is für fünf



1/12

DAS ERHOLUNGSWERK DES DEUTSCHEN VOLKES

sucht Freistellen in der Stadt und auf dem Land für erholungsbedürftige Erwachsene und Kinder. Meldungen an die nächste Ortsgruppe der NS. VOLKSWOHLFARTH

Fenne Loochigg! Ich habe lediglich zugegeben, daß der Himmel schwarz is, aber ich habe niemals zugegeben, daß das Weddr nach Reejn aussiehd! Das Weddr gann nämlich garnich nach Reejn aussähn!“

„Aber es siehd doch nach Reejn aus! Guggnse doch bloß zum Fensdr naus!“

„Das Weddr gann überhaupt nich aussähn! Weil nämlich das Weddr 'a Zuschand is und keine Sache. Das Weddr is der Zuschand von Luft, Wärme, Admosfäre und so weidr. Sie soldn nich über Dinge reden, von denen Sie geine Ahnung habense!“

Der Sachse nimmt seinen Kriminalroman wieder auf und liest weiter. Der andere ist eine ganze Weile sprachlos. Dann tippt er mit dem Finger an den Hut: „Verzeihen Sie!“

„Bidde?“

„Därfde ich wohl das Fensdr zumachen? Der Zuschand von Luft, Wärme, Admosfäre und so weidr siehd nämlich genau so aus, als ob es gleich ins Gubbe reejnse wüde. . .!“

Lieber Simplicissimus!

Ein Bekannter von mir ist ein leidenschaftlicher und erfolgreicher Taubenzüchter. Besonders seine pommerischen Kröpfer sind prachtvoll. Eines Tages kommt Besuch, dem wie üblich auch die Tauben gezeigt werden. Dabei fällt vor allem ein stolz paradierender Täuberchen in die Augen. „Was für ein schönes Tier!“ ruft der Besuch begeistert aus. „Schade, daß es einen Kröpf hat!“

MISS LIND UND DER MATROSE

ROMAN VON
HANS LEIP



Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbigem Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschüret RM - 50, gebunden RM 1.60 einschließl. Porto und Verpackung

Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl. . . Das ganze ist glänzend geschrieben. Frankfurter Zeitung.

SIMPLICISSIMUS-VERLAG / MÜNCHEN 13
Postcheckkonto München 5502

**Schwaben
Wägen**
Kopf einleitet
jede Original-
Serien-Verbuch
Substruktural 91

Völlerei
Simpl.-Bücher I
Kart. Eine Mark
Simplicissimus-Verlag
München 13

Des deutschen Michels Bilderbuch

Von Bismarcks Tod
bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text.

Preis 70 Pfennig franko.
Postsch.-Konto München 5802.

**Simplicissimus-Verlag
München 13**



Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: **Kottler**
Zum Schwabenwirt
Weitzstraße 31
Die original-äol.
deutsche Gastkette

BERLIN: **Kottler** Zur Linde
Harburger Straße 2
s. d. Tauentzienstraße
Das Berliner
Kilometer-Lokal

In ganz Deutschland
werden die Inserate
des Simplicissimus gelesen!

RECHEN & TYPSETZ
Zertiner-Angebot
Ultra-Blau

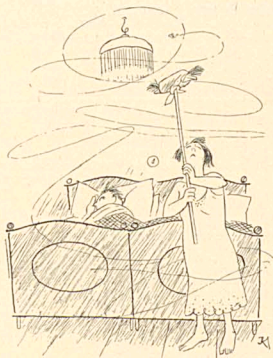
**BUREAU
PUB
ZEITUNGSAUSSCHNITTE**

H. u. R. GERSTMANN
BERLIN W. 35
DORNBURGSTR. 7, B 2 LUTZOW 4807-8

LIEFERUNG
VOM ALLEN
NACHRICHTEN, ABILDUNGEN,
INSERATEN
Oder
IN- UND AUSLANDES
IM ABHÄNGIGKEIT ZU MASSIVEM PREISEN

Nachtruhe

(R. Kriesch)



Die beschwingte Gefahr

Von Weare Holbrook

Naturwissenschaftler haben allen Ernstes prophezeit, daß Insekten dereinst das Erbe des Menschen in der Beherrschung des Planeten Erde antreten werden, und sie verfügen auch über statistische Daten, um ihre Behauptung zu beweisen.

Eine Stubenfliege kann, wenn wir sie vom Frühjahr an den ganzen Sommer hindurch unbelästigt lassen, am 30. September bereits stolz auf eine Nachkommenschaft von 5 598 720 000 000 Stubenfliegen herunterblicken. Und die Gattung der Stubenfliege stellt nur eine einzige von den 300 000 Insektengattungen dar, die man bis jetzt katalogisiert und beschrieben hat.

Diese Prophezeiung ist also durchaus nicht so phantastisch, wie sie sich auf den ersten Blick ausnimmt. Jeder Amateurgärtner weiß, daß Insekten solange sich vermehren und gedeihen, solange sie ein Stückchen Grün zum Essen haben.

Die Radieschenpflanzler-Vereinigung von Katzelshausen hat ihren Feldzug gegen die Insektenwelt auf dem Grundsatz aufgebaut, daß diese ohne frisches Grün nicht leben kann. Jedes Mitglied verpflich-

tete sich, mehrere Radieschen aus Papiermaché in seinem Garten anzubauen; man glaubte nämlich, daß die Insekten, einmal oder zweimal durch die künstlichen Radieschen irreführt, allen Radieschen gegenüber mißtrauisch werden und sie künftighin in Ruhe lassen würden.

Die Spinatpflanzler hingegen wollen von der Anwendung solch unwürdiger List nichts wissen. Sie pflanzen nur echten Spinat und lassen die Natur ihren Lauf nehmen. Man hat heranwachsende Kinder sich in der Dunkelheit an den Spinat heranschleichen und hoffnungsfroh Raupen auf die Spinatstauden streuen gesehen. Dennoch scheint bis nun keine Spinatknappheit eingetreten zu sein. Die Insekten haben offenbar auch ihre Abneigungen gegenüber gewissen Speisen.

Auch ich habe das Meinige getan, um die Parade der Insekten von meinem kleinen Garten fernzuhalten. Aber jedesmal, wenn ein Insekt starb, kam eine ganze Horde seiner Verwandten und Bekannten zum Begräbnis und blieb unendlich lange. Von allen Pflanzen, die ich setzte, blieb lediglich „Liebling“, der niedliche Storchschnabel, erhalten. Seine Blätter sind dick, schwammig und unappetitlich — aber wahrscheinlich werden die Motten hereinkommen, bevor der Sommer zu Ende ist.

So habe ich den Spaten mit dem Mikroskop vertauscht und bin Insektenforscher geworden. Und ich habe bereits beträchtliche Fortschritte gemacht. So hat man zum Beispiel geschätzt, daß es etwa 1 000 000 Arten parasitischer Hautflügler gibt, von denen nur 195 000 bis nun benannt worden sind. Nun, ich habe auch den andern 805 000 Namen gegeben. Da diese Zeitschrift auch Kindern in die Hand kommen könnte, kann ich die von mir gebrauchten Bezeichnungen hier nicht veröffentlichten. Aber ich bin bereit, vor einem öffentlichen Notar zu beidnen, daß meine Bezeichnungen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen.

Einige meiner wissenschaftlichen Leistungen sind allerdings, wie ich zugeben muß, nicht meinem eigenen Kopf entsprungen. Vergangene Woche zum Beispiel entdeckte ich eine neue Gattung Brummfliegen. Sie besaß ein hervorragendes Bauchrednertalent: sie brummete diminuendo, als zöge sie sich in die gegenüberliegende Zimmerecke zurück, während sie sich in Wirklichkeit auf meinem linken Ohrläppchen niederließ. Im Geiste echter Naturwissenschaftler gab ich dem kleinen Wesen, sobald ich es entdeckt hatte, einen ordentlichen Namen und klassifizierte es. Der Name nun war nicht meine eigene Erfindung; ein Fachmann für ame-

rikanische Flüche hatte ihn mir erst kürzlich gelehrt.

Nach dem Gemüsegarten stellt ein Freilufttheater das ergebnisreichste Betätigungsfeld für den Insektenforscher dar. Das Freilufttheater von Katzelshausen hat die Form eines Hufeisens, und man sitzt dort auch ungefähr so bequem wie auf einem solchen. Wenn Sie es besuchen, um sich zu unterhalten, werden Sie arg enttäuscht sein; aber wenn Sie es als Laboratorium betrachten, wird es Ihnen reiche Möglichkeiten wissenschaftlicher Forschung darbieten. Es ist eine Wallfahrtsstätte für alle Insekten der Umgebung. Sobald der Vorhang aufgeht, umfliegen sie in Wolken die Rampenlichter.

Insekten sind unparteiisch. Sie wenden Ihre Aufmerksamkeit den Darstellern und den Zuschauern in gleichem Maße zu. So manche unschuldige Naive verbeugte sich bei ihrem ersten Auftreten geschmeichelt wieder und wieder, weil sie die kräftigen, vom Publikum mit der flachen Hand gegen die andringenden Stöckmücken geführten Schläge für lebhaften Applaus hielt.

Lange hat die Direktion des Freilufttheaters den Insekten getrotzt. Aber bald wird sie ins Lager des Feindes übergehen. Die nächste Saison wird sie mit einem Theaterstück eröffnen, in dem alle Hauptrollen von Insekten besetzt sein werden.

Lieber Simplicissimus!

Die Frau Oberfozial ist empört.

Läßt sich das Mädel, die Martha, mit einem Fremden ein. Mit einem Durchreisenden, mit einem Menschen, von dem man gar nicht weiß, woher und wohin.

„Martha“, schreit sie die Tochter an, „das ist ja ein Skandal! ... So eine Schande ... So eine Schande ... Im dunkelsten Stadtpark hat man euch gesehen ... Auf einer Bank ...!“ Die Frau Oberfozial ringt die Hände. „Hat man so etwas je erlebt? ... Sich mit einem Reisenden, mit einem wildfremden Menschen einzulassen ... In meiner Jugend wäre das unmöglich gewesen ... Damals prüfte man den Mann monate- und jahrelange — ehe man ihm nur eine Fingerspitze reichte, und du — heute lernst du ihn kennen, und schon — — — ja sag' mir nur, wie kann man so rasch —“

„Rasch?“ zuckt Martha die Achseln, „komische Frage, Mama ... Was hätte ich denn tun sollen? ... Du darfst nicht vergessen, daß er nur zwei Tage hier bleiben konnte!“

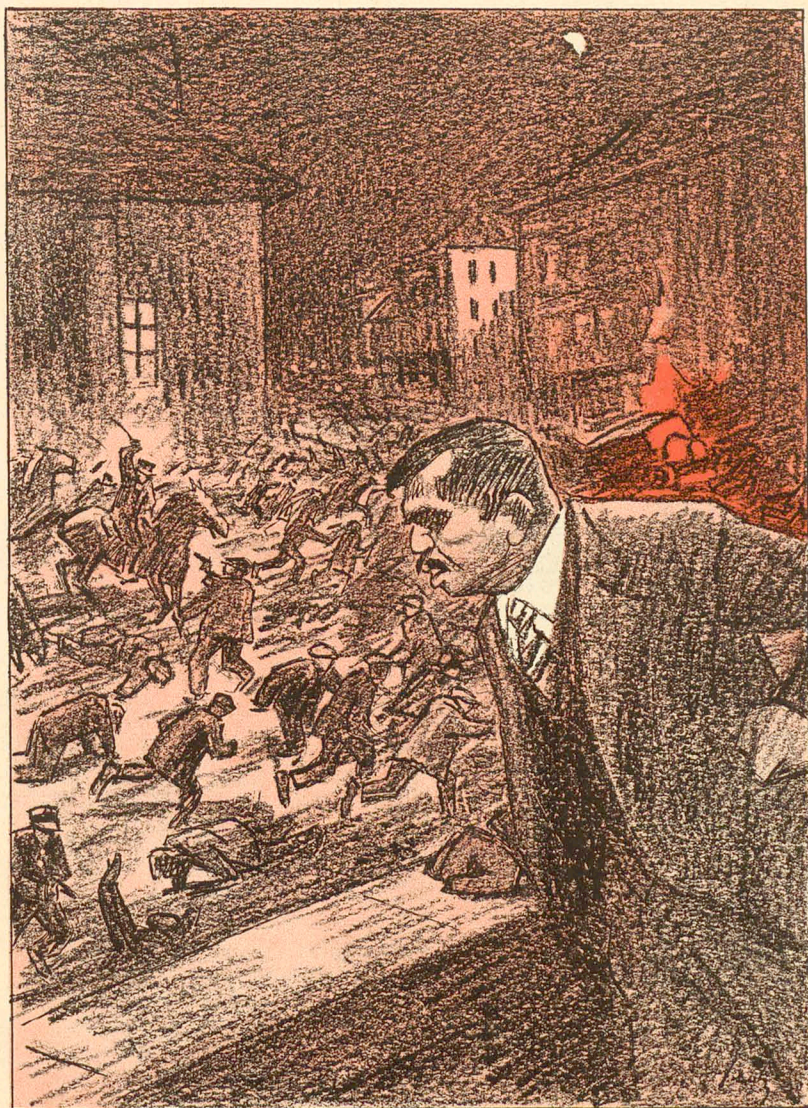
Der Wasserspiegel

(Hilla Oswald)



Es gärt in Frankreich

(Wilhelm Schulz)



Die Konflikte der fremden Völker lassen sich vertagen, Monsieur Laval — die des eigenen Volkes leider nicht.



„Fatal, so 'ne Zwischenlandung, wat?“ — „Tja, man hat so'n richtig unsicheres Gefühl uff'm Erdbod'n!“

Sonderbare Himmelfahrt / Von Günter Weisenborn

Das ältere Ehepaar Schultz saß auf einer Wolke. Es war etwas rasch gegangen, und nun stiegen Schultzens zum Himmel empor. Ringsum strahlte sonnenblauer Azur, endlos und totenstill, und hoch über den beiden Frisuren klorle der silbrige Zirrhus. Hand in Hand saß das Ehepaar in der Luft, drei Schweißtropfen standen auf des Mannes Glatze, und am Rosenmunde Katharinas klebte noch etwas Eigelb. Auch das Eigelb stieg zum Himmel hinauf, denn es ist nichts zu gering für den Weg nach oben.

Herr Schultz zog seine gelbe Uhr aus dem Bauch und sagte: „Ich hatte mir das etwas rascher vorgestellt.“ Katharina seufzte, denn sie litt an den Beinen und hatte heimlich ihr Halbschuh abgestreift. Nun waren sie unter ihr verschwunden, und sie traute sich nicht aufzustehen. Darum angelte sie militärisch mit den Beinen, an denen sie litt, und sie seufzte zum zweitenmal. Dann antwortete sie: „Vielleicht haben wir Verspätung“, denn sie war eine Frau, die sich im Leben auskannte. Dieses beruhigte den Mann, und er setzte seinen Hut auf, der neben ihm gelegen hatte. Es war eine Melone, und ihr Schatten verarg den kalten Verdruß in Herrn Schultzens eblauen Augen. Es waren Augen schmal wie Knopflöcher und unten ein Kinn wie eine Pfugschar. Ein Knorfer hing auch noch in diesem Gesicht, und darunter steckte eine halbe Zigarre, deren blauer Rauch wie eine luftige Wendeltreppe für Elfen von Herrn Schultz emporstieg. Katharinas Gesicht war grau wie das

Handtuch für Herren, das man um Mitternacht in Bierlokalen vorfindet. Unter dem Kinn gab es faltige Hautbehänge, gelb und welk, die auf dem grünen Chiffon ihrer Bluse endeten. Katharinas Augen jedoch gingen über, denn ihr schwindelte leicht. Auf Erden sah man tief unten die Quadrate der Acker, waldige Gebirge, schimmernde Städte. Durch ein Dorf gingen Menschen, man erkannte sie als Punkte, die sich ruckartig vorwärts bewegten. Über eine grüne Wiese wirbelten wie eine Handvoll Schneeflocken spielende Kinder: Rote Hausdächer leuchteten herauf, und sieben zarte Rauchbäume stiegen aus ihren Kaminen und lehten sich leise in den blauen Sommerwind. Das Ehepaar Schultz blickte gespannt

hinab: Braune gleitende Walzen, das mußten Prunde sein. Wäsche flatterte blinkend an der Leine. Ein glitzernder Fluß lag im Gras wie das verlorene Halsband einer Riesin. Es fiel Schultzens auf, daß es so viel Land gab, was sie als Städteleute nie geahnt hatten. Gewiß, sie hatten gedacht: zwischen den großen Städten liegt natürlich ein bißchen Landschaft, und nun waren sie ziemlich verärgelt. Es gab nichts anderes als Landschaft unter ihnen, soweit das Auge reichte, von Horizont zu Horizont. Und wenn schon einmal eine mächtige, berühmte Stadt auftauchte, so wirkte sie von hoch oben derart hilflos und rührend, daß man sich genierte. Sonderbar ... Schultzens blickten sich nachdenklich an,

Letzter Sommer / Von Gottfried Bölow

Noch ist die Welt durchstrahlt vom Licht, der See weiß kaum das Blau zu fassen, die Silberwolke rührt sich nicht, kein Schattenbild zu hinterlassen.

So wie die Welle fiebernd glüht, gefüllt von Glanz zum Überfläumen, am Ufer noch die Blume blüht, sie kann die Farben kaum mehr zäumen.

Ein Falter, blau und lichtungschwemmt, vertaumelt hilflos, wie gebendet, indes ein Segel, ungehemmt, sich trunken bläht und weiß verschwendet.

Derjener nur steht ein Baum, fein grünes Laub fängt an zu gitzern, wie bald wird dieser goldne Traum verwitern, ach, verwitern!

und an diesem Blick muß es gelegen haben, denn Katharina kreischte urplötzlich auf und starrte Herrn Schultz an. Also doch, dachte Herr Schultz blitzschnell. Die Rätsel der Luft, der vielmehr, verwiderten Luft hier oben, standen unversehens auf, und Herr Schultz erschrak tief. Er erhob sich und schwankte wie ein Papierdrachen. Plötzlich öffnete sich hier also doch wilde Geheimnisse im Zenit. Es gab also doch hier oben Unmenschliches, Geisterhaftes, Tolles! Er hatte es sofort gesagt, daß dieses Unternehmen Gefahren barg, als er sich auf den Rat Katharinas dazu entschloß. Er war zum Äußersten bereit, er ballte die Fäuste und blickte sich um. Wo war die Gefahr?

„Am Hut . . . am Hut! . . .“, schrie Katharina schrill. Ihre Augen waren weiß vor Entsetzen, sie stand vornübergebeugt, und ihr Zeigefinger zeigte auf Schützens Melone. Herr Schultz riß rasch den Hut vom Kopf, und dann erkannte er das Unheil. Ein Unheil kann als Nickelstahlpatrone nahen, als Schlaganfall oder als Tiger. Dieses Unheil hier jedoch auf dem Rande des Hutes war klein, braun und verängstigt. Herr Schultz lächelte. Es war nur eine Hummel, es war eigentlich gar kein Unheil, stellte Herr Schultz fest, trotzdem Katharina ihn immer noch entsetzt anstarrte. Herr Schultz wollte das Fenster öffnen,

um die Hummel hinauszusetzen, aber es war verschlossen. Da setzte der brave Herr Schultz das kleine Unheil auf das Gepäcknetz, wo es flink verschwand. Denn es ist Zeit, zu beteuern, daß Schützens nicht direkt mit ihren achtbaren Hosenböden auf der Wolke saßen. Nein, es befand sich ein Ledersessel dazwischen, der auf einem Metallboden stand. Und beides gehörte zum fahrplanmäßigen Flugzeug 43, das Schützens voller Aufregung bestiegen hatten und das sicher und rasch durch den Azur schwebte, metallener Aar für das Publikum. Die Hummel blieb das einzige Abenteuer, das Schützens in der Luft erlebten. Nach kurzer Zeit entstiegen sie mit geschwellter Brust der Kabine und sagten laut, daß sie auch auf dem Rückweg fliegen würden, wobei sie sich majestätisch umblinkten und das Eigeb! am Munde Katharinas entschlossen bebte.

zwischen den zahlreichen „Wegebennutzern“ dahinzieht. An der Ecke am Karlsplatz hat sie schon der Verkehrsschutzmänn er-späht, der sie also kurz anspricht: „Frau Nachbarin, mit dem Wagerl müssen S' fei auf der Fahrbahn bleiben, gell, bitte!“ Die schlichte Frau: „Ja, jetzt sowas, gibts jätzt dees aa! Zwegn dem kloan Wagerl do, geh, do heert sich doch olles auf . . .“ Dem Schutzmänn ist die lange Rede der Frau sichtlich peinlich, schon wegen der Kleinigkeit der Übertretung; er wird barsch: „Nacha tuan S' wenigstens a Kind nei ins Wagerl, nacha sagt ma ja so nix.“ Und wendet sich wieder dem großen Verkehr zu.



Redaktionelle Mitteilung!

Die „Nordische Geschichte II“ in Nr. 21 wurde versehentlich nicht signiert. Zeichnungen und Text sind von Professor Olaf Gulbransson.

Simplicissimus.

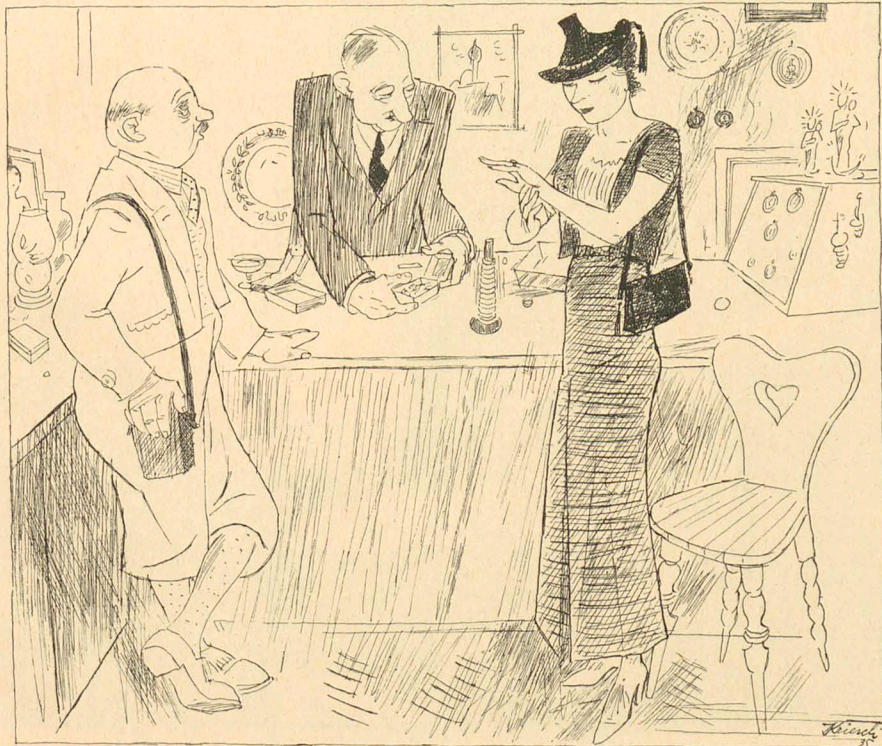


Verkehrserziehung

Nach der Straßenverkehrsordnung ist es bekanntlich verboten, mit Fahrzeugen (ausgenommen Kinderwagen und Krankenfahrstühle) auf der Gehbahn zu fahren. — In der Sonnenstraße sehe ich da neulich eine schlichte Frau, die einen kleinen Leiterwagen auf der Gehbahn sorglos

Finale

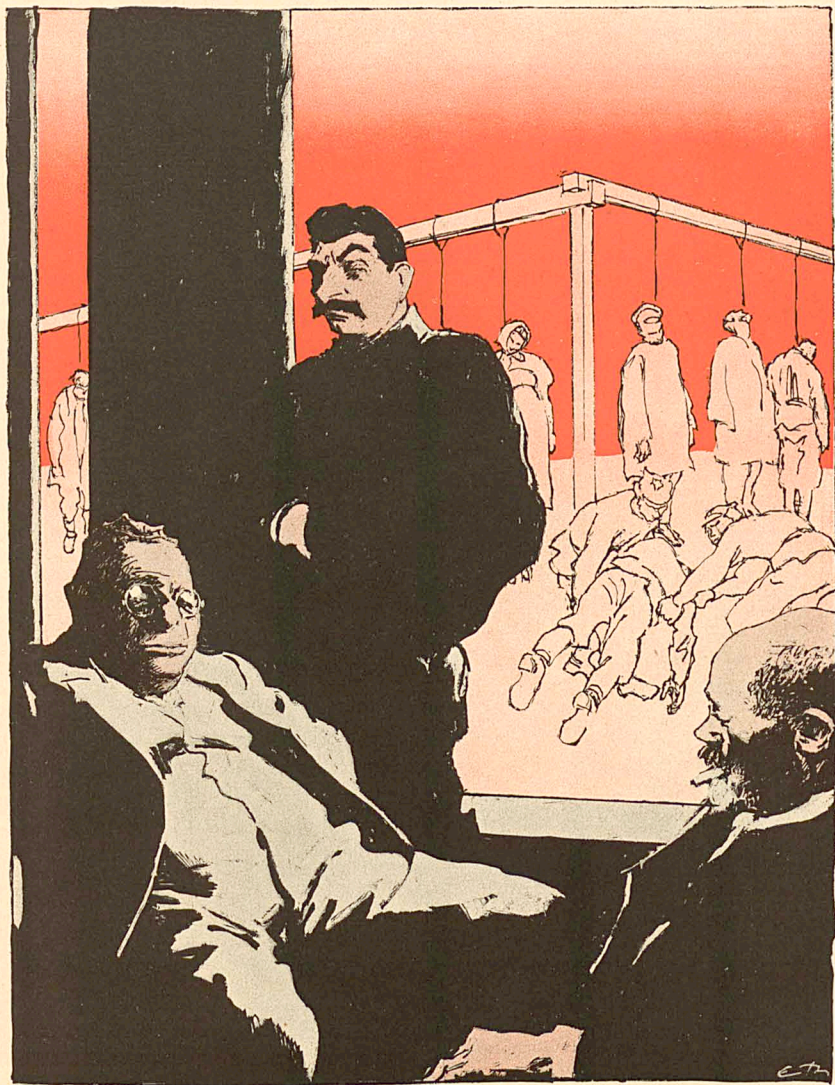
(Rudolf Krieseh)



„Sie werden sehen, mein Herr, Sie schenken mit dem Ring ein ewiges Andenken.“ — „Nunnen — es waren ja nur drei Tage.“

Abschiedsvorstellung für die Komintern

(E. Thöny)



„Ihr seht, Genossen, daß trotz unseres Eintritts in den Völkerbund von einer Verbürgerlichung des Bolschewismus nicht die Rede sein kann!“